

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 26. März 1933.

Eine Schäferin aus Porzellan.

Stizze von Karl Eiser.

Herwig blieben an ihrem Abendspaziergang durch die Altstadt vor dem engen Schaufenster eines Antiquitätenladens stehen.

„Steh nur, Walter,“ rief Frau Herwig aus, „die hübsche Porzellanfigur!“

„Die Meißner Schäferin? Sie ist reizend. Was meinst du, wie fein das wäre, wenn die junge Dame mit ihrem Lamm in unserm Glasstrant stände! Als Mittelstück, gewissermaßen als Brunnstüd und Blickfang. Die Gläser und Tassen, die wir vorerst mal großartig hinter den Glasscheiben aufgebaut haben, müssen doch allmählich durch Besseres ersetzt werden.“

„Das schon, Walter — aber das hat noch lange Zeit. Es ist doch wichtiger, daß wir erst einmal unsere Einrichtung ergänzen, nicht wahr? Und dann müssen wir auch mit unseren Zahlungen fertig sein, ehe wir an solche Dinge denken.“

Sie wies dabei mit einer raschen Handbewegung auf die Schäferin.

„Natürlich, Lotte, du hast ja recht. Das stimmt alles, was du sagst. Immerhin haben wir es doch im Laufe unseres nun bald vollendeten ersten Ehejahres geschafft! Im nächsten Monat sind wir schuldenfrei!“

„Sozusagen“, sagte Frau Herwig; „wir haben doch schon besprochen, daß wir noch allerlei notwendig brauchen.“

„Ich weiß, aber darum mache ich mir keine Kopfschmerzen. Das wird schon alles in Ordnung kommen, wird alles geregelt. Ich denke, soviel werden wir auch noch übrig haben, um die Porzellanfigur zu kaufen! Ich habe mich nun schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, sie in unserm Glasstrant zu sehen!“

„Aber es muß doch nicht gleich sein, du großer Junge! Eben hast du dein ganzes Geld für ein Paar Lederschuhe für mich ausgegeben, und nun willst du schon wieder was einkaufen. Du tust ja, als wären wir Krösche!“

„Na ja, das ist allerdings wahr, und wenn die hübsche Dame aus Meißen auch nur zwei M. kosten würde, im Augenblick könnte ich sie nicht bezahlen! Ich habe nur noch grade das Fahrgehd für die elektrische Bahn bei mir!“

Die junge Frau Herwig hatte wohl bei all den Arbeiten und Pflichten, die ihr durch die Führung ihres neuen Haushalts aufgebürdet waren, die Porzellanfigur vergessen. Sie erwähnte sie nicht mehr — zur größten Befriedigung ihres Gatten, der ernsthaft beschlossen hatte, die Meißener Schäferin seiner Frau zur ersten Wiederkehr ihres Hochzeitstages zu schenken. Es war nur eine Schwierigkeit dabei: der Antiquitätenhändler wollte sie merkwürdigerweise nicht hergeben! Gleich am folgenden Tage war Herr Herwig nach Büroschlus in den kleinen Laden gegangen, um sich erst einmal nach dem Preis der Figur zu erkundigen.

Der Besitzer dieser und noch vieler anderen Kostbarkeiten, ein alter, freundlicher Herr mit riesiger Glatze, schüttelte ein bißchen ärgerlich den Kopf.

„Das geht leider nicht“, sagte er, „die Figur ist so gut wie verkauft. Sie wird in den nächsten Tagen abgeholt.“

„Wie teuer ist denn die Figur?“ fragte Herr Herwig.

„Einundzwanzig Mark.“

Herr Herwig überlegte einen Augenblick.

„Viel Geld“, brummte er — „aber ich möchte sie doch haben. Aus einem bestimmten Grunde. Wenn ich nun etwas mehr geben würde, sagen wir dreißig Mark...“

Der alte Herr mit der Glatze lächelte geheimnisvoll.

„Ich will es meinem Kunden sagen, mehr kann ich nicht tun“, antwortete er. „Vielleicht fragen Sie in einigen Tagen mal wieder nach.“

Sehr unbedrückt ging Herr Herwig fort.

Genau eine Woche später war er wieder zur Stelle. Er hatte drei Zehnmarkstücke in der Brieftasche und war entschlossen, seinen Kauf abzuschließen. Mit Genugtuung stellte er erst einmal fest, daß die zierliche Schäferin noch auf ihrem Platz im Schaufenster stand.

Der alte Herr empfing ihn ein wenig ängstlich.

„Also —“ begann Herr Herwig und holte seine Brieftasche hervor.

„Es geht leider nicht“, unterbrach ihn der alte Herr bestimmt, „mein Kunde will vierzig Mark zahlen.“

„Und ich fünfzig! Zum Teufel, haben Sie denn keine letzten Preise?“

„Das schon — aber wenn die Herrschaften Angebote machen, so ist das etwas anderes. Die Sachen hier, die haben doch alle ihren Liebhaberwert. Die Figur, die Sie kaufen wollen, stammt aus der besten Zeit der Meißner Manufaktur, aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Es gibt Sammler, die den zehnfachen Preis dafür geben würden wie Sie, mein Herr.“

„Dann verstehe ich aber nicht, daß Sie die Schäferin nicht zum zehnfachen Preis verkaufen!“ rief Herr Herwig ärgerlich aus.

Der alte Herr hob die Schultern.

„Ich verkaufe meine Waren so preiswert wie möglich“, sagte er gekränkt.

„Ich habe nicht länger Zeit“, rief nun Herr Herwig, gleichfalls gekränkt, „wollen Sie fünfzig Mark dafür haben oder nicht?“

„Ich will schon, aber ich muß erst mit meinem Kunden darüber sprechen. Er hat das Vorlaufrecht. Seien Sie doch so freundlich, in ein paar Tagen noch einmal vorzusprechen.“

Als Herr Herwig wieder auf der Straße war, hatte er eine Riesenvut auf einen ihm völlig unbekanntem Menschen! Auf den Kunden des alten, glatzköpfigen Herrn. Der Kerl hatte ihm sein Gesicht für Frau Lotte schon um das Doppelte verteuert, und außerdem hatte er die Freiheit, es ihm vorzuenthalten. Er erlaubte ihm nicht, die Porzellanfigur für sein gutes Geld zu kaufen! Eine Unerschämtheit war das. Und am ärgerlichsten, daß man sich das so wehrlos gefallen lassen mußte. Herr Herwig war außer sich vor Enttäuschung. Jörnabend kam er nach Hause — und an diesem Abend behauptete er den ersten Krach in seiner Ehe herauf. Einen Zwist, der fast zwei Tage währte!

Am dritten Tag, als die Herwig'sche Ehe wieder schön und friedvoll war, ging er zum drittenmal in den Antiquitätenladen.

Der Kunde des alten Herrn, dieses abgefeimte Scheusal, war aus sechzig Mark angekommen!

Herr Herwig schäumte.

„Warum, in aller Welt“, schrie er, „nimmt denn der Mensch die Figur nicht mit, kauft sie und damit gut, wenn er sie mir durchaus nicht lassen will?“

„Das ist doch ganz einfach zu verstehen“, belehrte ihn der alte Herr voll unerschütterlicher Ruhe, „mein Kunde wird auch das Geld nicht gleich da haben.“

Auch Herr Herwig verstand dieses „Auch“ nur allzu gut. Er begriff sofort, daß der alte Geschäftsmann ihn nicht für allzu zahlungsfähig hielt. Das war einfach beleidigend, und diese Beleidigung ließ er nicht auf sich sitzen.

„Sagen Sie Ihrem Kunden“, rief er aus, „daß ich 90 M. zahle, und zwar auf der Stelle. Ich halte dieses Angebot bis morgen abend aufrecht.“

„Gern; natürlich; ganz, wie Sie wünschen.“ Dabei lächelte er — hämisch lächelte er, wie es Herrn Herwig läuten. Am folgenden Abend hatte Herr Herwig zäher Widerstand der Porzellanfigur auf hundert M. getrieben.

Blas vor Jörn verließ Herr Herwig den Laden; wortlos zog er mit einem lauten Knall die Tür hinter sich zu. Gut, sollte ein anderer mit dem bunten Ding aus Meißen glücklich werden! Soll ein anderer hundert M. dem schlauen Alten für solch eine Puppe zahlen! Lächerlich war das. Lächerlich, selbst für einen, der es sich leisten kann, einen Hundertler für nichts und wieder nichts auszugeben... Langsam beruhigte er sich ja, er wurde sogar ganz heiter, als es ihm einfiel, daß er doch den Unbekannten genau so geärgert hatte wie der Unbekannte ihn! Schließlich hatten seine Bemühungen um das Figürchen den Preis, den der Unbekannte zahlen mußte, vervielfacht! Für alles, was der widerliche Kerl ihm angetan, und besonders dafür, daß er ihm die Freude an seinem Hochzeitstag verfallen hatte, war das doch immerhin eine Entschädigung. Die Meißner Figur war sicher keine hundert M. wert — schön, daß der andere darauf hereingefallen war...

So ging also Herr Herwig hin und kaufte eine hellrosa, mit Spitzen besetzte Schlafzimmerlampe, mit der er und auch Frau Lotte schon seit langem getriebelt hatten — am Hochzeitstag überreichte er sie seiner beglückten Frau.

Auf dem Kaffeetisch stand ein schöner, großer Kaffeebecher, festlich mit Zucker bestreut und mit Berggipfeln umkränzt.

„Walter“, sagte Frau Lotte, „der Kuchen, das ist mein Geschenk. So gern hätte ich dir etwas Schöneres geschenkt.“

„Aber Lotte“, rief Herr Herwig, „was kannst du mir denn Schöneres schenken als einen selbstgebackenen Kuchen? Du Dummkopf, ich danke dir tausendmal dafür.“

Frau Lotte zog die Stirn in Falten.

„O, ich wüßte schon, was — aber es ging leider nicht. Es ist mir was dazwischen gekommen. Ich habe ja soviel Ärger gehabt!“

„Ach Gott, ach Gott — Ärger? Du sprichst ja so geheimnisvoll; direkt neugierig machst du mich. Was war denn los?“

„Du wirst mich nur auslachen, Walter.“

„Mein Ehrenwort, ich werde keine Miene verziehen.“

„Denk dir nur“ begann Frau Lotte — „aber laß mich wirklich nicht aus, alles kann ich vertragen, nur keinen Spott.“

„Ich habe doch mein Ehrenwort gegeben!“

„Erinnerst du dich noch an die hübsche Porzellanfigur, die wir neulich abends bewundert haben?“

Herr Herwig sperrte einen Augenblick den Mund auf, wollte etwas sagen, etwas Erstaunliches, aber rasch besann er sich und schwieg. Dann schüttelte er den Kopf.

„Eine Porzellanfigur?“ fragte er, um Zeit zu gewinnen.

„Ja, die Schäferin aus Meißen. Sie gefiel dir doch auch so gut.“

„Ach ja“ sagte er jetzt ganz langsam; „richtig, in dem Trödelladen. Was ist damit?“

„Ich wollte sie kaufen, Walter, und sie dir heute schenken...“

„Run und?“ fragte er gespannt. Ihm schwante etwas Ungeheuerliches.

„Und? Und, denk nur, Walter, der Ladenbesitzer, ein altes widerliches Scheusal, hat einen Kunden, einen widerlichen Patron, und dieser Kunde — mir fehlen direkt die Worte...“

„Na sprich nur“, ermunterte Herr Herwig, „was ist mit diesem Kunden?“

„Es ist der scheußlichste Mensch, der auf der Welt herumläuft! Er hat nicht erlaubt, daß ich die Figur kaufe, er hat mich immer überboten, also kaltherzig hätte ich ihn abwürgen können, wenn er mir unter die Hände gekommen wäre.“

„Keg' dich nur nicht noch nachträglich auf, Lottchen“, bat Herr Herwig und machte ein dem Ernst der Lage keineswegs entsprechendes, fröhliches Gesicht, „die Welt ist eben böse...“

„Du lästst ja doch“, rief die unglückliche Frau Lotte, „und dabei hast du so feierlich versprochen...“

„Ich lästhe nicht, erzähle nur weiter.“

Es ist nichts weiter zu erzählen, der Unmensch, der gräßliche, hat immer mehr für die Schäferin geboten als ich, und dieser abscheuliche alte Mann mit der Glatze, der sich nicht erweichen. Jedesmal wenn ich zu ihm kam, war sie wieder teurer. O, diesen Kerl, ich meine den Kunden, ich zittere noch jetzt vor Wut und Entrüstung, wenn ich an ihn denke — weißt du, Walter, du mußt versuchen ihn zu finden, und wenn du ihn gefunden hast —“

„Na? Was willst du ihm antun, wenn ich ihn gefunden habe?“

„Du lästst ja schon wieder! Und dabei ist es mir bitter-ernst! Wenn du ihn gefunden hast, Walter, eine mächtige Backpfeife — ja, das ist das wenigste, was er von mir kriegen sollte.“

„Bitte! Schlag zu!“ sagte Herr Herwig und hielt seiner Frau sein Gesicht entgegen.

„Was?“ rief Frau Lotte aus, „Walter! Du?“

„Ja ich! Ich wollte auch die kleine Person kaufen, auch als Festgabe für den heutigen Tag!“

„Und du hast mich mit deiner Preistreiberei so bis aufs Blut geärgert, du Verschwender!“

„Und du mich nicht weniger! Eine schöne Wut habe ich auf dich gehabt, Lottchen.“

„Da sieht man's mal wieder: die Männer!“ rief Frau Lotte aus — „unpraktisch sind sie bis dort hinaus. Hättest du doch einen Ton gesagt, dann wären wir beide nicht beinahe vor Wut geplagt!“

„Ebenso gut hättest du ja auch reden können.“

„Aber, Walter, nein, was bis du schwer von Begriff: es war doch eine Überraschung! Und davon rede ich doch nicht.“

„Eine nette Überraschung, das ist wahr für uns alle beide. Aber die größte Überraschung ist es doch wohl für den alten Mann in seinem Laden, der seine Kunden immer gegeneinander ausspielte!“

„Seine Kunden? Das sind wir, nicht wahr?“

„Ja, und daß seine beiden Kunden abgesprungen sind und er mit seinem teuren Puppchen feststeht, das ist für ihn die große Überraschung — und die gönne ich ihm!“

„Aber, Walter, sei nicht so schadenfroh. Eigentlich ist es schade —“

Herr Herwig hielt seiner Frau den Mund zu.

„Gar nicht schade, — was meinst du, was wir uns ärgern würden, wenn anstatt des schönen Kuchens jetzt die Schäferin auf unserem Frühstückstisch stände! Schneide den Kuchen an, Lottchen!“

Die Welt der Frau.

Der Umzug naht.

Von Frieda Ballentin.

Umziehen, seine alte Wohnung aufgeben oder sich verkleinern zu müssen, empfinden viele als Mißgeschick. In Wahrheit sollte es ein nicht zu unterschätzender Anlaß sein, von Grund auf Bilanz zu machen in unserem Hab und Gut. Verloren ist es auch, bei dieser Gelegenheit einmal den wirtschaftlichen Bestand einer gründlichen Reparatur und Aufrüstung zu unterziehen. An die Hausfrauen, ihre Dispositionsfähigkeit und ihre mathematischen Kenntnisse werden war beträchtliche Anforderungen gestellt; denn es ist nicht leicht, bei dem modernen „Zug ins Kleine“ den „Umzug ins Kleine“ zu bewerkstelligen, ohne sich von alten und großen Stücken des Hausrates trennen zu wollen. Darum ist es erforderlich, nach einem genauen

Aufrüst des Wohnungsplanes

bereits den Platz zu bestimmen, wohin die präzis ausgemessenen und in ihren Größenmaßen zu den Raumverhältnissen berechneten Möbelstücke gestellt werden sollen. Die neue Wohnkultur verlangt den weiten Raum und die sparsame Verwendung von Möbeln. Darum fort mit all den Überflüssigkeiten eines angekommenen und angekommenen Hausrats. Wir haben uns schon von höheren Gütern trennen müssen.

Man beginnt mit den Umzugsarbeiten auf den Boden. Was sich hier im Laufe der Zeit an Gerümpel angesammelt hat, sollte zuerst fortgeräumt, verkauft oder verschenkt werden. Ja, man sollte schon die Unnehmlichkeit, daß es gratis und franco abgeholt, als einen Gewinn buchen. Mit diesen Bodenaufräumarbeiten werden auch Kisten und Koffer frei für das Einpacken der Sachen. Oder man vereinbart mit dem Speditionsgeschäft die Hergabe von leeren Kisten ein paar Tage vor dem festgesetzten Umzugstermin, um schon mit dem Einpacken derjenigen Haushaltsgegenstände beginnen zu können, die dem Vater nicht obliegen. Ihm überläßt man den zerbrechlichen Hausrat an Glas und Porzellan. Dies schon wegen der Haftpflicht des Speditors.

Allerlei Erleichterungen.

Es empfiehlt sich, nicht nur aus Korrektheit auch gegenüber der Speditionsfirma, auch zur eigenen Erleichterung, jede Kiste mit einem Zettel zu beschriften, der ihren Inhalt angibt. Eine Gedächtnishilfe im Trubel des Umzugs. In einem besonderen Koffer sollen — wie für eine Reise — alle Gegenstände Aufnahme finden, die in der neuen Wohnung zum sofortigen Gebrauch unentbehrlich sind. Bettwäsche, einige Handtücher, Küchentücher, Tischzeug, Besteck und die Toilettengegenstände für das Badezimmer. Jedes Familienmitglied wird am besten, wie zu einer Wochenendfahrt, seinen Handkoffer mit den notwendigen Kleinigkeiten packen. Entlastung für die Hausfrau, Erparung an Fragen und Antworten, Vermeidung von Verdrüßlichkeiten in jener unwill-

Die neue Bluse.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



1. Aparte Strickbluse in den Farben schwarz-weiß-gelb.
2. Elegante Nachmittagsbluse aus weißer Seide mit neuartiger Bienenverzierung.
3. Strickbluse in den Farben hell- und dunkelblau.
4. Nachmittagsbluse aus gestreifter Seide mit neuartig geschnittenen Ärmeln.
5. Elegante Bluse mit aparter, Blenden- und Knopfverzierung aus weißem Crepe Satin.

lichen Atmosphäre, die nun einmal am Umzugstage nicht zu vermeiden ist.

Vor der Umzug beginnt, werden die Renovierungsarbeiten von Malern, Tapezieren und Schreibern erledigt. Das Polieren der Möbel kann am besten in der neuen Wohnung vorgenommen werden oder man läßt sich die ausgearbeiteten Stücke vom Schreiner dorthin abliefern. Empfindliche Polstermöbel sind mit Bezügen zu kelleiden oder in Decken einzunähen. Ebenso polierte Flächen von Tischen oder Schränken. Kann die vorige Mietpartie die neue Wohnung erst zum selben Termin räumen und die alte Wohnung muß ebenfalls freigemacht werden, wie das heute öfters vorkommt, so sollte ein Zimmer nach dem anderen renoviert und tapeziert werden. Ein Raum muß für diesen Zweck leer bleiben. Auf diese Weise läßt sich wenigstens der eine oder der andere Raum wohnbar machen, wenn auch nicht endgültig.

Erleichtert wird der Umzug, wenn schon vorher, nach den genauen Fenstermaßen, die Fensterbelleidung abgeändert wurde; noch besser, wenn sie sich schon vorher anbringen ließ. Teppiche sind vorher zu klopfen und in sauberem Zustand mitzunehmen. Sie bleiben zusammengerollt und verpackt, aufgeschichtet oder unter Sofas und Bettstellen lagern, weil sie erst als letzte Vollendung des Umzugs gebraucht werden. Das Leeren der Kisten ist die erste Arbeit in der neuen Wohnung. Darum sollten Schränke zur Aufnahme des Kisteninhalts schon an ihrem festen Bestimmungsort von den Transportarbeitern zusammengestellt werden. Zuerst natürlich auch die Betten.

Die letzten Anordnungen.

Die Werke sind zeitig genug zur Anbringung oder Überschreibung von Telefonanlage, Galometer, elektrischem Zähler und Radio zu benachrichtigen. Auch der Post ist die neue Adresse bekannt zu geben. Abmeldungen nicht vergessen, man erspart sich einen Weg zurück. Zum Schluss sind dem Hauswart die Hauschlüssel zu überreichen. Selbst, wenn das Gesehene nicht vorläufige, wird jede Hausfrau die alte Wohnung besenrein verlassen.

So vorbereitet wird der Umzug erleichtert und die Sorgen gemindert. Bei aller Freude auf eine neue Wohnung, bei allen Hoffnungen bleibt Umziehen ja doch immer eine besondere Belastung der Hausfrau.

Das Abitur bestanden — und nun?

Wieder schließt sich die Schulpforte hinter einer großen Anzahl junger Abiturienten, die das Examen, um das soviel Sorgen und Mühe freuten, bestanden und nun am Beginn eines Lebens stehen, das viel sehr viel Ungewißheit in sich birgt und wenig Garantien bietet.

Sprechen wir hier einmal im besonderen von der Abiturientin, von unseren jungen Mädchen, die nun die Schuljahre mit dem mehr oder minder gut bestandenen Abitur abgeschlossen und ins Vaterhaus zurückkehren. Die heutige junge Generation hat es besonders schwer, Entscheidungen zu treffen. Man war noch vor wenigen Jahren rasch entschlossen für diesen oder jenen Beruf, wandte sich der Berufsausbildung zu oder bezog für die nächsten Jahre, unmittelbar anschließend an die Schule, die Universität. Die Unsicherheit,

die heute allenthalben in bezug auf das Berufsleben und die Berufswahl herrscht, macht sich schon darin geltend, daß viele junge Menschen, junge Mädchen aber im besonderen, die Schulbank verlassen, ohne bereits bestimmte Entscheidungen für die nächsten Jahre getroffen zu haben. Nun stehen sie da, unsere jungen Mädchen, schulentlassen und willig, sich ihr Leben aufzubauen, und doch im Banne der ungewissen Frage: Was nun?

Das Streben, heute in möglichst kurzer Frist die Schuljahre zu absolvieren und sofort anschließend auch die Studienjahre baldmöglichst mit den erforderlichen Examen abzuschließen, hat seine Berechtigung verloren. Die allgemein herrschende Beschränkung der Berufsaussichten hat dazu geführt, daß Schnelligkeit und Eifer um rasches Vorwärtkommen in den seltensten Fällen Zweck hat. Es gilt vielmehr, sich in Ruhe klarzuwerden über Fähigkeiten und Neigungen.

Nur wenige Abiturientinnen beginnen deshalb sofort das Studium. Die meisten lehren zuerst einmal heim ins Vaterhaus und wenden sich den häuslichen Interessen zu. Vielleicht ist es nicht einmal das schlechteste, was uns diese schwere Zeit gebracht hat, daß sie die erwachsenen Töchter gegen das Berufsleben hinausträten, erst einmal für eine Weile an das Haus bindet. Für jedes Mädchen ist es nützlich, nach den Schuljahren zunächst die Wirtschaft zu erlernen. Ob dies im Elternhause geschieht oder in einer Pension oder Haushaltungsschule, ist gleichgültig. Von großem Wert ist allein schon, daß im besonderen ein Ausgleich geschaffen wird gegen das intensive Lernen des letzten Schuljahres, besonders der letzten Monate. Ehe sich der junge Mann gleich wieder in die Bücher vertieft, soll der Körper Gelegenheit haben zur Ausarbeitung. Hausarbeit ist dafür eines der besten Mittel. Daneben kann ergiebig Sport getrieben werden. Wenn der junge Mensch ein Jahr oder auch nur ein halbes auf diese Weise zubringt, so wird er in dieser Zeit neue Kräfte schöpfen und mit frischem Mut kann dann an das weitere Studium oder an eine ernsthafte Berufsausbildung herangegangen werden.

Noch vor wenigen Jahren war das Hauptstreben des jungen Menschen, allein schon im Interesse der Eltern, darauf gerichtet, möglichst rasch etwas verdienen zu können. Heute fällt dieser Gesichtspunkt fast immer fort. Denn nur der wenigsten gelingt es mit Hilfe guter Beziehungen, eine Anstellung zu bekommen. Da sich also die Eltern wohl oder übel doch damit abfinden müssen, daß der Sohn oder die Tochter in den nächsten Jahren noch nichts verdient, so sollten sie umso mehr bei den letzten Entscheidungen ihrer Tochter das hauswirtschaftliche Jahr befürworten.

Museum mütterlicher Mahnworte.

(Augehenden Müttern zur Beschäftigung empfohlen.)

Das Sprichwort sagt so hübsch: Anwesende sind natürlich ausgeschlossen. So auch hier: Die Mütter, die dies lesen, sind natürlich nicht gemeint — aber die anderen können anscheinend nicht ohne diese Worte auskommen.

Na, ihr werdet euch ja alle noch umgucken, wenn ich mal nicht mehr bin —!

Da wäre manch anderes Kind froh, wenn es so ein Essen hätte!

Besser, ich sage es euch jetzt, als daß es euch später fremde Leute sagen müssen!

Ihr habt natürlich wieder ganz andere Dinge im Kopf!

Kommt mir aber nachher ja nicht an und sagt, daß ich Schuld hätte!

WeiB Gott, wenn man auch nicht selber hinter allem her ist!

Damit hätte ich meiner Mutter kommen sollen. Na, die hätte mich ja einfach . . .

Der Junge hört und hört doch nicht!

Bei dem schrecklichen Wetter? Ihr wollt euch wohl mit Gewalt krank machen —?!

Und auf wem bleibt nachher wieder die ganze Arbeit liegen —?

Ihr paßt auch so gar nicht ein bißchen auf eure guten Sachen auf!

Keine Ahnung hat das Kind, was das alles kostet!

Keiner denkt auch mal mit, wo ich meine Schlüssel gelassen haben könnte . . .!

HARRY SCHRED.

Der Jugendfreund.

Wie ATTILA, der HUNNENKÖNIG, Hof hielt

Der Boden der heutigen ungarischen Tiefebene dröhnte unter den Hufen unzähliger Pferde. Kleine struppige Gänse waren es, die da in riesigen Scharen daherbrausten, und auf jedem von ihnen saß, wie verwachsen mit ihm, ein kleiner, häßlicher, plattnasiger Mann, die pechschwarzen Haare um den Kopf zu kleinen Zöpfen geflochten. Die Scharen dieser Reiter wollten schier kein Ende nehmen. Attila, der Hunnenkönig, zog in seine Residenz an den Ufern der Theiß ein.

Jetzt nahte er, dessen Wink alle jene wilden Scharen gehorchten, er, dessen Name Schreden in der ganzen Welt verbreitete, Attila, den man die „Gottesgeißel“ nannte, denn seine Spur wiesen brennende Dörfer und Städte, verwüstete Felder, Rot und Tod. Klein und häßlich wie alle Hunnen, auf breiten Schultern saß ein viel zu großer Kopf, ein

Gesandte des Kaisers aus Konstantinopel sind seinem Zuge gefolgt, ihnen gibt Attila ein Festgelage. —

In dem riesigen Saale stehen entlang den Wänden hölzerne Sessel, auf denen seine Getreuen, Hunnen und Germanen und gesondert von ihnen die Abgesandten des Kaisers Platz nehmen. An der Stirnwand auf erhöhtem Podium, vor einer durch einen Teppich verhängten Tür, sieht das Ruhebett Attilas. Auf ihm liegt regungslos der Hunnenkönig. Wein wird gereicht, das Feste beginnt — Attila ist mäßig. Wenn er jemand zutrinkt, muß der also Geheiß von seinem Stuhle aufstehen und den Trunk erwidern. An kleinen Tischen wird gespeist, vor den Gästen wird kostbares Silbergeschirr aufgestellt. Attila trinkt aus einem schlichten Holzbecher, speißt Fleisch von einem einfachen Holzbrett.

Fadeln erhellen den Raum, Sänger treten auf, fangen die Heldentaten des Königs, ein bußliger Narr, der alle Sprachen spricht, macht seine Späße. Lachen dröhnt durch den Raum — Attilas Gesicht bleibt unbeweglich. Plötzlich ist er durch den Vorhang hinter seinem Rücken verschwunden, die Fadeln erlöschen, das Mahl ist beendet. Kaum ein Wort hat der König gesprochen.

Zwanzig Jahre lang hat Attila fast die gesamte alte Welt beherrscht. Vor ihm zitterten alle Völker. Er wollte



Auf einen Wink bringen hunnische Krieger einen Fisch herbei, heben ihn empor, und hoch zu Ross speißt Attila.

schwarz-grauer Bart hing struppig um schmale Lippen, seine Nase war platt und eingedrückt, seine Augen geschliffen und winzig. Aber aus diesen Augen saßen Blitze, und niemand war imstande, ihrem Blick standzuhalten, wenn sie im Zorn auf ihm ruhten. In seiner Gefolgschaft aber ritten hochgewachsene blonde Recken, die Könige der von ihm besiegten germanischen Völker, der Heruler und Gepiden, der Rugier und Skiren, sowie der stolzen Ostgoten. Sie hatten dem Hunnenkönig Bajazentzue geschworen und hielten diese mit echt germanischer Redlichkeit.

Der Zug hält — Attila verspürt Hunger. Auf einen Wink bringen hunnische Krieger einen Fisch herbei, heben ihn hoch, und hoch zu Ross, ohne abzusteigen, speißt Attila. Weiter ziehen die Scharen.

Türme tauchen auf — die Residenz ist erreicht. Keine Stadt aus Stein, wie die Plätze der Römer und Griechen. Sie ähneln mehr einem riesigen Dorf, diese Residenz des Hunnenkönigs. Aus Holz sind die Häuser errichtet, allerdings schon getäfelte und geglättete, so daß sie durchaus einen keltischen Eindruck machen. In ihrer Mitte aber, an seinen gewaltigen Ausmaßen erkenntlich, von einem festungsartigen, von hohen Holztürmen flankierten Holzbaum umgeben, ragt der Palast des Königs, gleichfalls aus Holz gefügt. —

Ehrenjungfrauen, Schleier über sich haltend, immer je sieben unter einem Schleier, ziehen ihm singend zur Begrüßung entgegen. Attila hält seinen Einzug nach siegreichem Beutezug.



Lachen dröhnt durch den Raum — Attilas Gesicht bleibt unbeweglich.

ein neues Weltreich aufrichten. Zwar scheiterten seine Versuche, auch das heutige Frankreich zu erobern, an dem Widerstande der Westgoten. Auch aus Italien mußte er schließlich wieder abziehen. Aber diese zwanzig Jahre genügten, um das Bild der Welt gründlich zu verändern. Waren die Germanenstämme schon längst unruhig und wanderlustig gewesen, jetzt setzte unter dem Druck fremder Völker aus dem Osten die Hochflut der Völkerwanderung ein. Zweihundert Jahre später sahen die Westgoten in Spanien, die Vandalen in Nordafrika, die Franken beherrschten die ganze heutige Frankreich, die Ostgoten und später die Langobarden Italien.

Am Attilas Tod rankte sich die Sage — sein Reich zerfiel alsobald sein Volk verschwand. Von seiner Residenz ist keine Spur mehr vorhanden und niemand weiß die Stelle zu nennen, wo Attila, der Schreden der Völker, die Gottesgeißel, der einst allmächtige Hunnenkönig begraben liegt.

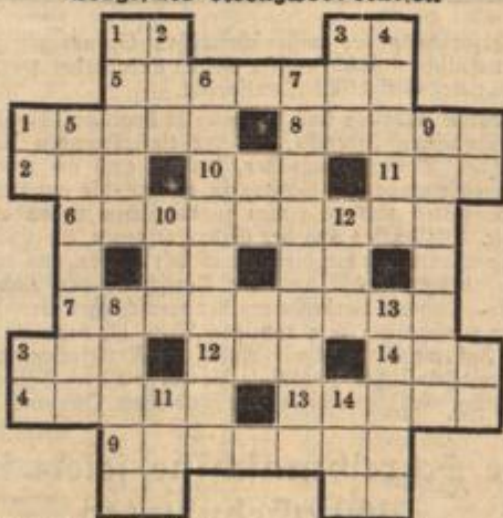


Rätsel und Spiele.



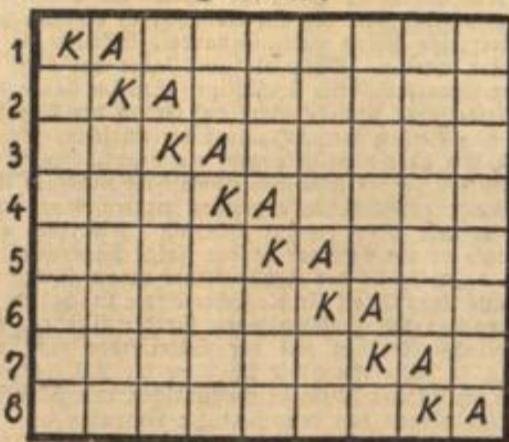
Schach-Spalte.

Magisches Kreuzwort-Rätsel.



Die zu suchenden Wörter, von oben nach unten wie von links nach rechts gelesen, haben folgende Bedeutung: 1. Tierwelt, 2. Fluß zur Donau, 3. altgermanische Waffe, 4. Versuch, Muster, 5. Rundfunkangehöriger, 6. Krankenpfleger, 7. italienischer Freiheitsheld, 8. Wohlgeruch, 9. Sonnendach, 10. Fluß in Steiermark, 11. Zahlungsart, 12. geographische Bezeichnung, 13. engl. Stadt am Armealanal, 14. kalter Wind.

Füllrätsel.



Unter Verwendung der Buchstaben a, a, a, a, a, a, a, b, c, d, d, e, e, e, e, e, h, h, i, i, i, i, k, l, m, m, m, n, n, n, o, o, o, p, p, p, r, r, r, r, r, r, r, s, s, s, s, s, s, t, t, t, t, u
sind 8 Wörter zu bilden und in obige Figur so einzutragen, daß in jedes leere Feld ein Buchstabe kommt.
Die Wörter bedeuten: 1. Gebirge in S.O. Europa, 2. Teil des Rindengewandes, 3. Tieropfer, 4. italienische Nationalpflanze, 5. Pangetischtschwanz, 6. Gebiet im S.W. Russlands, 7. Saptel, 8. mittelamerikanischer Freistaat.

Inhaltsreich.

Wanderer, bewährsam, Dreizehner, Diezange, Gurke, Flugzeug, Geheimnis, Vatist, Rothgnal, Reichbild, Spielerei, Führer, Auszug, Platsche, Arienil.
Jedem dieser Wörter sind drei zusammengehörende Buchstaben zu entnehmen, welche aneinandergereiht einen Sinnpruch ergeben.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 48 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren letzte Buchstaben von oben nach unten, deren erste Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben. (h = ein Buchstabe.)

- a — a — am — an — be — chi —
- cho — de — de — del — di — o — e
- e — e — en — er — ge — i —
- irr — kro — leu — li — li — mant
- mund — mus — na — na — ne —
- ne — ner — pas — plomb — ral
- ras — re — si — skop — ta —
- te — ti — tin — to — ton — vi
- wisch — wun.

Bedeutung der Wörter:

1. Gefäß, 2. italienischer Wein, 3. europäischer Staat, 4. gerade Fläche, 5. Rachtrede, 6. Röhrgest, 7. Apostel der Grundländer, 8. Halbedelstein, 9. Rachtbrud, Betonung, 10. Schreibmittel, 11. italien. Hafenstadt, 12. Humant, 13. ärztliches Instrument, 14. hoher Priester, 15. Verlebung, 16. Kirchenlied, 17. Staat in Arien, 18. weiblicher Vorname, 19. Trücht, 20. Edelstein.

Magisches Quadrat.

A	A	D	D	E	E
E	E	E	E	E	E
E	E	E	G	G	G
H	H	L	L	N	N
N	N	P	R	R	R
R	S	S	T	T	U

Rebensart,
Bodenerhebung,
Bezeichnung für Herrscher,
Kirchenhandbuch,
Teil einer Radiostation,
Verwandte.

Die Buchstaben sind so umzuordnen, daß waagrecht wie senkrecht gleichlautende Wörter entstehen.

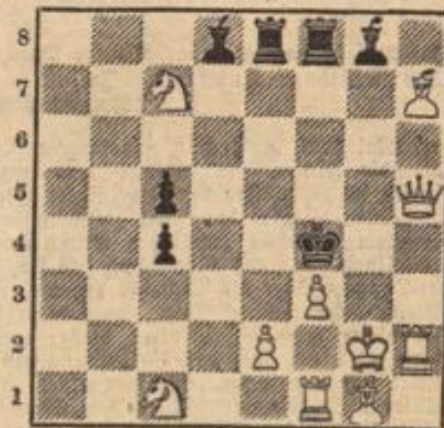
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Ar, 2. lau, 3. Kurt, 4. Ziel, 5. All, 6. Gefühl, 8. Elektra, 10. Japan, 11. Che, 13. Heu, 16. Lamm, 17. Pfau, 18. Rio, 19. Ten. Waagrecht: 1. Alkazar, 6. grau, 7. Nie, 9. Uriel, 12. Tal, 13. Gel, 14. Uhr, 15. Zel, 16. Kap, 18. Rank, 20. Leim, 21. Kera, 22. Kommune. — **Rätselprüfung:** Eins doch weiß ich, und dies Eine gibt mir Kraft und Zuversicht: Keine Nacht war noch so dunkel, der nicht obgeliegt das Licht, keines Winters Eis so feste, daß der Leuz es nicht durchhieb, keines Kerfers Wand so ewig, daß die Zeit sie nicht zerrieb. — **Winkel-Rätsel:** 1-5 Ratrol, 2-5 Lecrol, 3-5 Neucrol, 4-5 Karofe, 6-10 Minerat, 7-10 General, 8-10 liberal, 9-10 Senegal. — **Silben-Rätsel:** 1. Lotos, 2. Euerlei, 3. Salon, 4. Odenwald, 5. Wägenwald, 6. Here, 7. Rotor, 8. Dirigentenstab, 9. Delta, 10. Allgäu, 11. Sattel, 12. Daje, 13. Margau, 14. Utrecht, 15. Genie, 16. Steinlitz, 17. Chevreau, 18. Infinitiv, 19. Enterei, 20. Fantare. Sind der Haupteute zu viele, so wird das Haus chiel. — **Stat-Ausgabe:** Vorhand: Herz-Pube, Bis-10, Dame, 9, 8, Karo-10, Dame, 9, 8, 7. Unterhand: Kreuz-Ks, König, 7, Bis-Ks, 7, Herz-10, Dame, 9, 8, 7. Spielverlauf: 1. Sh.: Karo-Dame, As, Kreuz-Ks (-25); 2. Sh.: Herz-9, Pube, As (-13); 3. Sh.: Bis-8. Sh. trumpft und macht jetzt alle Stücke bis auf den letzten: Karo-König, Herz-10, Karo-10 (-24). Damit haben die Gegner 62 Augen.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 26. T. Taverner.

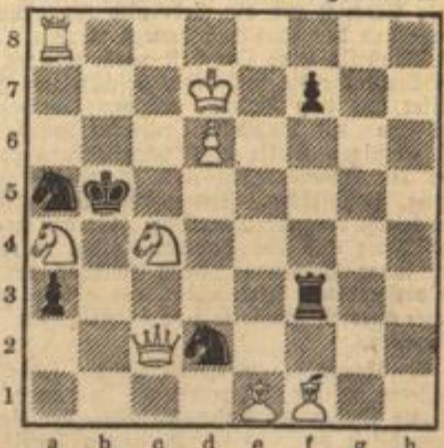
Preisgekrönt in einem englischen Turnier 1898.



Weiß: Kg2, Dh5, Tf1, h2, Lg1, h7, Sc1, c7, Be2, f8.
Schwarz: Kf4, Te8, f8, Ld8, g8, Bc4, c5.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 27. J. P. Rietveld.

Mit einem ersten Preis ausgezeichnet.



Weiß: Kd7, Dc2, Ta3, Le1, f1, Sa4, c4, Bd6.
Schwarz: Kb5, Tf3, Sa5, d2, Ba3, f7.
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 20 1. Te2, Nr. 21 Te5. Angegeben von Ingenieur Schmitt, A. Schweizer, Felix Bott, Paul Buerke, Max Täubner, Ludw. Nickel, Christ. Bartholomae.

Die Türme erweisen sich als besonders stark in Endspielen. Man suche sie aber möglichst bald (durch Rochade) ins Spiel zu bringen. Sehr wirksam erweisen sie sich auf „offenen Reihen“, d. h. solchen „senkrechten“ Reihen, in denen sich kein Bauer mehr befindet. Eine solche offene Reihe suche man sobald als möglich zu besetzen. In vielen Partien wird es sich auch als sehr wirksam erweisen, zwei Türme hintereinander auf eine solche Reihe zu bringen, die Türme dort zu „doppeln“. Die Springer sind meistens besser in der Mitte des Brettes als am Rande zu postieren, weil sie dort eine größere Anzahl von Feldern beherrschen. Springer an der Wand, hört seine eigne Schand. Zwei Springer, die einander decken, bilden eine starke Position. Man übe sich in geschickter Führung der Springer; denn dadurch kann man dem Gegner großen Abbruch tun, vielfach gelingt es einem Springer, König und Turm oder Dame und Turm zugleich zu bedrohen, wodurch häufig ein Turm oder wenigstens die Qualität verloren geht. Die Bauern schätze man nicht gering und gebe auch nicht einen ohne Not preis. Beim Vorrücken suche man sie miteinander in Verbindung zu halten. Mehrere einander deckende Bauern bilden einen starken Schutzwall, der die feindlichen Offiziere, insbesondere Läufer und Türme, außerordentlich zu hindern imstande ist. Zur Rochade entschieße man sich möglichst bald, um den König in gesicherte Stellung und die Türme leichter ins Spiel zu bringen. Oft ist es vorteilhaft, nach der kurzen Rochade den f-Bauern vom Turm gedeckt vorrücken zu lassen, doch wird es dann auch wenigstens empfehlenswert sein, den König auf die h-Reihe zu rücken, um ihn gegen Läuferangriff zu schützen. Im allgemeinen lasse man nach der Rochade die Bauern des betreffenden Flügels nicht ohne Not vorrücken. Sind die Damen nicht mehr auf dem Brett, so unterlasse man die Rochade, da der König den gefährlichen Angriffen der feindlichen Dame nicht mehr ausgesetzt ist und somit schneller als starke Figur am Kampfe im offenen Felde teilnehmen kann.

Partie Nr. 14. Gespielt in der letzten Runde des Klubmeisterschaftsturniers der Berliner Schachgesellschaft. Evans-Gambit.

Weiß: Benks, Schwarz: Ahues

1. e4—e5, 2. Sg3—Sc6, 3. Lc4—Lc5, 4. b4—Lxb4, 5. c3—La5. Gut ist auch der Rückzug nach e7. 6. d4—d6. Nach Analysen das Beste 7. Db3—Dd7. Diese von Alapin empfohlene Verteidigung ist die Beste. 8. dxe5—Lb6! Ausgezeichnet. 9. Lb5—Se7, 10. 0-0—0-0, 11. Td1—Dg4, 12. exd6—cxd6, 13. Sd2—Le6, 14. e4—Sg6, 15. h3. Wegen der folgenden Antwort geschah besser sofort Sf1. 15... Dg3!, 16. Sf1. Dieser Zug verliert sofort 16... Dxf2+, 17. Kh2—Sh4, 18. Sxh4—Dgl+, 19. Kg3—Lg2+, 20. Kf4—Lxh4, 21. Le3—g5+, 22. Kf3—Se5+, 23. Ke2—Dxg2+, Aufgegeben.

Lüftung Ltd.



Seemannsgarn.

„Nur nicht hänge sein vor de Frauen, Heim! In Marzeille habe ich sogar mal 'ner indischen Prinzessin 'ne Ohrsteige gegeben!“
„Worum denn dat?“
„Weil se mir belogen hatte; sie war gar keine!“

Mißverständnis.

„Herr Apotheker — ich möchte ein Wurm-mittel haben!“
„Für einen Erwachsenen?“
„Ja, das weiß ich allerdings nicht, wie alt der Wurm ist!“ (Rebelspalter)

Keine Kunst.

„Was sehe ich, Veberecht, Sie sind schon wieder betrunken? Sie sollten sich ein Beispiel an mir nehmen, ich bin immer nüchtern und nehme niemals Alkohol zu mir!“
„Ha ha, dann ist es auch keine Kunst, nicht betrunken zu sein!“ (Notentrater)

Zehn Mark.

„Borige Woche hab' ich dir zehn Mark geliehen! Du hast gesagt, du brauchst sie nur für kurze Zeit!“
„Stimmt! In einer Viertelstunde war'n sie auch schon weg!“ (Musket.)



Kais.

„Dieser Blumentopf ist mir eben von Ihrem Balkon auf den Kopf gefallen.“
„Ach, sehr freundlich mein Herr, daß Sie sich selbst die Treppe herauf bemüht haben, ich hätte ihn ja durch das Mädchen heraufholen lassen können.“

Nationalökonomie.

Kurt liest mit leidenschaftlichem Interesse die Zeitung. Von der ersten bis zur letzten Seite bleibt seinen neugierigen Augen nichts verborgen. So oft er etwas nicht versteht, kommt er ausklärungsbefehrend zu Papa. So auch dieses Mal:

„Papa, ruft er aufgeregt, da hab' ich was gelesen, was ich nicht verstanden habe!“
„Na, was ist es denn?“ fragt Papa geduldig.
„Da steht „Kapitalanlage“ und „Spekulation“. Was ist denn das?“
„Das ist doch ganz einfach!“ sagt der Vater. „Wenn man ein Papier gekauft hat, bei dem man was verdient, war's eine Kapitalanlage, und wenn man dabei sein Geld verliert, war's eine Spekulation!“ (Göb)

Das Reich der Technik.

Vom Bau des Hoover-Dammes.

Von Ernst Trebesius.

Unerwartet so hoch wie der Kölner Dom. — Zeitweilig 600 000 Arbeiter und Ingenieure tätig. — Stausee mit 36 300 Millionen Kubikmeter Inhalt. — Licht, Kraft und Trinkwasser für Millionen Menschen. — „Amerikas Niltal“ wird zum Garten Eden.

Die im Mai 1931 in Angriff genommene Riesensperre, die die Fluten des wilden und wasserreichen Coloradoabflusses im Südwesten der Vereinigten Staaten zum größten künstlichen Stausee der Welt speichern soll, nimmt auch in unserer Zeit der technischen Großleistungen eine besondere Stellung ein. 228 Meter hoch soll sich die Krone des Hoover-Dammes über die Talsohle erheben, und damit den 156 Meter hohen Kölner Dom weit unter sich lassen. Und hinter dieser gewaltigsten aller bisher ausgeführten Sperrmauern wird sich nach der Vollendung ein See von 175 Kilometer Länge ausstrecken, der mit seinem Inhalt von 36 300 Millionen Kubikmeter Wasser den Stausee der berühmten Niltalsperre bei Assuan um das Achtfache übertrifft wird.

Bei den Ausschüttungs- und Vorbereitungsarbeiten für den Bau der Betonmauer, die an der Sohle 200 Meter Breite erhält, galt es 1 370 000 Kubikmeter Gestein im offenen Aushub und 1 450 000 Kubikmeter Gestein im Stollen- und Schächtaushub in der an der Sohle nur 90 Meter breiten Baustelle, durch die der Colorado an der Baustelle fließt, zu entfernen. Außerdem mühten 900 000 Kubikmeter Erdreich für die Erd- und Steinschüttung der Fangdämme und den Uferschutz bewegt werden. Da in der Nähe der Baustelle keine Ortschaft vorhanden ist, so mußte eine neue Stadt für die beim Bau beschäftigten Hand- und Kopfarbeiter aus dem Boden gestampft werden. Sieben Kilometer von der Baustelle entfernt wurde an einer klimatisch günstigen Stelle eine Großsiedlung errichtet, in der außer den Wohnräumen auch Vorrats- und Geschäftsräume, Grünflächen, Sportplätze, Wasserleitung und sogar eine Kirche vorgesehen wurden. Für das Herankommen der Baupersonal und der Baumaterialien wurde eine 15 Kilometer lange Verbindungsbahn zwischen der Baustelle und dem vorhandenen Verkehrsnetz neu gebaut, und außerdem auf der anderen Flussseite eine 11 Kilometer lang Baustraße geschaffen.

Die Ausführung des Projektes umfaßt jedoch noch eine Fülle weiterer zentraler Bauarbeiten. Das durch den Stausee regulierte Wasser des Coloradoabflusses, der einen mittleren Jahresabfluß von 19 000 Millionen Kubikmeter hat, soll auf Grund eines besonderen Bundeswassergesetzes sieben Staaten zur Verfügung gestellt werden. Ein 300 Kilometer langer Kanal (der All-Amerika-Kanal) mit 61 Meter Breite und 6,7 Meter Tiefe, der in einer Sekunde 425 Kubikmeter Wasser zu führen vermag, soll unterhalb des Laguna-Dammes den Coloradoabfluß mit dem Imperialtal in Südkalifornien und dem Stillen Ozean verbinden. Auf diese Weise erhalten die Stäler des Imperialtales das erforderliche Wasser und gleichzeitig stellt der All-Amerika-Kanal die lang erwünschte Verbindung zwischen dem Colorado und dem Ozeanfluß her. Der Kanal wird auch von großen Binnen-dampfern befahren werden können.

Außer der Millionenstadt Los Angeles sollen noch einige benachbarte Städte ihr Trinkwasser aus dem Stausee beziehen, zu welchem Zweck eine etwa 400 Kilometer lange Wasserleitung gebaut werden muß. Der dazwischen liegenden Berge wegen muß die Wasserleitung einen Höhenunterschied von etwa 450 Meter überwinden. Aus dem Stausee am Hoover-Damm wird das Wasser zunächst um 90 Meter gehoben und in ein zweites Becken gepumpt. Dann muß es abermals um weitere 90 Meter gehoben und in ein drittes Becken gepumpt werden. Diese beiden Hebestellen liegen auf den ersten 8 Kilometern der Strecke. Dann folgt beim Kilometer 112 eine vierte Hebestelle mit 42 Meter Höhenunterschied, beim Kilometer 176 eine fünfte Hebestelle mit

35 Meter und beim Kilometer 192 eine sechste Hebestelle mit 87 Meter Höhenunterschied. Schließlich muß beim Kilometer 208 noch ein siebenter Höhenunterschied von 140 Meter überwunden werden. Von der Gesamtstrecke müssen 136 Kilometer als Stollen ausgeführt werden; weitere 90 Kilometer werden als gedeckte Gerinne im Einschnitt, 134 Kilometer als offene Gerinne und 40 Kilometer als Betonrohre gebaut.

Neben der Wassererzeugung großer Gebiete soll der Stausee am Hoover-Damm auch als riesenhafte Energiequelle ausgenutzt werden. Am Fuße der Sperrmauer wird ein Krafthaus mit einem U-förmigen Grundriß errichtet. In Maschinen kommen zur Aufstellung: 12 Wasserturbinen von je 85 000 Pferdestärken Leistung, 12 Stromerzeuger von je 75 000 Kilo-Volt-Ampere und 12 Erzeugermaschinen. Weiter sollen noch 36 Transformationen von 25 000 Kilo-Volt-Ampere bei 220 000 Volt Oberspannung im Maschinenhaus Platz finden. Die Leistung des Kraftwerkes wird je nach dem vorhandenen Wasserstand des Stausees 1 bis 1,2 Millionen Pferdestärken betragen.

Der Staudamm erhält an der Krone rund 335 Meter Länge und 13,7 Meter Breite. Der Radius des Bogens mißt 162 Meter. An der Sohle wird der Damm, wie bereits eingangs erwähnt wurde, 200 Meter breit. Für die Errichtung des Damms sind allein 2,6 Millionen Kubikmeter Beton, für die gesamten Nebenanlagen, wie Kraftwerk, Stollen usw. sind außerdem noch 800 000 Kubikmeter Beton erforderlich, insgesamt müssen also 3,4 Millionen Kubikmeter Beton eingebaut werden. Um die Baugrube für die Sperrmauer im Flußbett ausheben zu können, mühten oberhalb und unterhalb der Baustelle zwei Fangdämme mit vier Umlaufstollen errichtet werden. Der obere Fangdamm wurde als Erd- und Steindamm gebaut. Diese lediglich für den Bau der Sperrmauer notwendigen Dämme erhielten 24 Meter Höhe und 21 Meter Kronenbreite. In vier Umlaufstollen mit kreisförmigem Querschnitt und 15,25 Meter höchstem Durchmesser wird das Wasser des Coloradoabflusses während des Baues der Sperrmauer vom oberem zum unteren Fangdamm geleitet, auf diese Weise eine Trockenlegung des Flußbettes an der Baustelle erzielt.

Die Druckrohrleitungen, in denen das Wasser den Turbinen im Maschinenhaus zugeführt wird, erhalten zum Teil über 9 Meter Durchmesser. Da sich die einzelnen Rohrschiffe ob ihrer riesigen Abmessungen weder mit der Bahn noch mit anderen Fahrzeugen über weite Strecken befördern lassen, so mußte man unweit der Baustelle eine Werkstatt errichten, in der die Rohre hergestellt werden. Auf Schienenfahrzeugen werden die einzelnen Rohrschiffe bis zum Rande der Schlucht gefahren, wo sie von einem über die Schlucht gespannten Kabelleist mit 365 Meter Spannweite und rund 120 Tonnen Nutzlast aufgehoben und in die Schlucht hinabgelassen werden. In einigen Stellen müssen die Rohre bis zu 184 Meter tief hinabgelassen werden.

Die umfassenden Bauarbeiten erforderten zeitweilig ein Heer von 600 000 Arbeitern, Angestellten und Ingenieuren. Da die Vereinigten Staaten ein Millionenheer von Arbeitslosen im eigenen Lande haben, so dürfen bei dem gesamten Bau nur amerikanische Staatsangehörige beschäftigt werden. Nach Vollendung des All-Amerika-Kanals wird der bewässerte Landstrich, der ob seines dauernden Sonnenscheins und seines fruchtbaren Bodens gern als „Amerikas Niltal“ bezeichnet wird, zu einem Garten Eden, in dem bei sachgemäßer Behandlung außer allem Gemüse und Obst auch Baumwolle, Zitronen, Feigen und Datteln gedeihen können.

Die gekühlte Milliarde.

Wie bringen wir die Apfel durch den Winter? — Warum die Maiblumen das ganze Jahr blühen. — Das Eis im Kampf um die Kontingente. — Die Kältetechnik hilft der Wirtschaft.

Von Dr. Kurt Jenner.

Die Fortschritte im Baueisen, besonders die Entwicklung der Zentralheizung, ferner die Ausgestaltung des Verkehrs haben wir auf so vielen anderen Gebieten so auch auf dem des Gartenbaus tiefgreifende Umwälzungen zur Folge gehabt. Nicht immer in günstigem Sinne. So ist die Einlagerung der Ernte vielfach recht schwierig geworden, weil der dazu erforderliche Raum nicht in dem Maße wie früher zur Verfügung steht, weil die Zentralheizung die Kühlung hellemerweise zu einem Problem werden läßt, weil auch Verbraucher und Kleinhändler vor dem wirtschaftlichen Wagnis zurückschrecken.

Die Frage ist von einer Bedeutung, die man zu unterschätzen geneigt sein mag. Denn wer denkt daran, daß die Erzeugnisse des deutschen Gartenbaus heute immer noch einen Wert von mehr als einer Milliarde Reichsmark besitzen? Die Summe wurde von dem Reichsernährungsminister errechnet. In diesem Gewerbe finden über 300 000 Menschen ihr Brot. Und man darf es wirklich als widerständig bezeichnen, wenn alljährlich im Herbst das deutsche Obst hier und da zu Schleuderpreisen auf den Markt geworfen werden muß, nur infolge Fehlens von Einlagerungsmöglichkeiten, während bereits im Spätwinter wieder Mangel an Obst eintritt.

Manches ist auf diesem Gebiete dank den Fortschritten der Kältetechnik schon erreicht worden. Wir sind heute in Deutschland in der Lage, während des ganzen Jahres blühende Maiblumen zu liefern. Auf die gleiche Art und Weise können andere Blumen bei uns dauernd gezogen werden, so daß die Freunde der Kinder Floras von der Kontingentierung ausländischer Schmuckpflanzen nichts zu befürchten haben.

Zwecks gründlicher Erforschung der kühltechnischen Verfahren, die für die Unterhaltung des Gartenbaus in Frage kommen, haben der Verein deutscher Ingenieure und der Verein deutscher Chemiker einen Fachauschuß gebildet, der über seine Arbeiten kürzlich Bericht erstattet hat. Nach Dr. Ude ist die Wissenschaft heute durchaus in der Lage, für die Einlagerung der bei der Einlagerung von Obst, Gemüse

und Blumen in Frage kommenden Wärmegrade Sorge zu tragen, so groß der Bereich der Temperaturen auch sein mag. Das ist jedoch nur eins der mannigfachen Probleme. Es kommt nicht nur darauf an, beispielsweise hochwertiges Obst bis zur nächsten Ernte schmackhaft zu erhalten oder die Blütenansammlungen durch Gefrieren am Keimen zu verhindern. Wichtig und schwieriger noch ist die Aufgabe, für den richtigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft Sorge zu tragen. Bisher hatte man sich damit begnügt, durch Messungen die Feuchte festzustellen und für die ganze Dauer der Lagerung festzuhalten. Die neuere Forschung hat aber ergeben, daß sich das Verhalten des aufbewahrten Gutes in dieser Hinsicht ändert, und man ist dazu übergegangen, diese Schwankungen durch Haarhygrometer zu ermitteln und sich darauf einzurichten, also dafür zu sorgen, daß die Luft im Kühlraum immer nur ein geringeres trockener ist als die Oberfläche der aufbewahrten Früchte.

Ein besonderes Augenmerk muß auf die chemische Zusammensetzung der Luft im Kühlraum gerichtet werden. Auch Blumen und Früchte atmen. Sie nehmen Sauerstoff auf und lassen Kohlendioxid aus. Wenn die Luft allzu sehr durch diese Umkehrung verdorben ist, ersticken beispielsweise Blumenkeime, und die Äpfel leiden an innerer Bräune. Es muß also für die — nicht nur einseitige — Zufuhr von frischer Luft gesorgt werden. Als besonders wirksam wird das Absaugen der verdorbenen Atmosphäre bezeichnet.

Derklärung bedarf noch die Frage, an welchem Orte die Frischhaltung erfolgen soll, bei dem Erzeuger oder am Markt. Auf der einen Seite wird betont, daß der Produzent die Möglichkeit besitzen müsse, selbst im Kühlraum erfolgen des Lagerung durchzuführen und über seine Ware zu einer ihm geeignet erscheinenden Zeit zu verfügen. Hiergegen wird die vielfache Raumnot ins Feld geführt, und zweifellos spricht noch mancher andere Grund dafür, daß die Lagerhaltung mit Hilfe der Kältetechnik im wesentlichen an den Mittelpunkten des Verbrauchs, also in den städtischen Kühlhäusern erfolgen muß. Einströmen werden von jenem sachverständigen Ausschuß nach beiden Richtungen Versuche angestellt. Ferner ist

die Erforschung der wissenschaftlichen Grundlagen auf das kältetechnische und biologische Gebiet ausgedehnt worden, wie es deutscher Gründlichkeit entspricht.

Solche Arbeiten sind durchaus zu begrüßen. Nicht nur im vaterländischen Interesse, um der einströmenden Auslandsware das Wasser abzugeben, sondern auch um jener Nationsstimmung den Garaus zu machen, die am liebsten die Hände falten und zu einem spartanischen Leben ermahnen möchte. Wir dürfen uns der Gaben erfreuen, die uns die allgütige Mutter Natur bietet, und wir dürfen uns der Hilfsmittel bedienen, die uns der Fortschritt der Technik verschafft. Daß die Verbesserung der menschlichen Ernährung in dieser Hinsicht auf dem richtigen Wege ist, beweisen die von dem Institut für landwirtschaftliche Marktforschung an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin seit drei Jahren durchgeführten Großversuche mit inländischem Obst und Gemüse.

Die Schreibmaschine feiert ihren 100. Geburtstag.

Die Schreibmaschine, die allgemein als ein Erzeugnis der modernsten Technik angesehen wird, ist in Wirklichkeit bereits 100 Jahre alt, denn im Jahre 1833 wurde in Frankreich von Progin die erste brauchbare Schreibmaschine hergestellt. Der Gedanke für die Anfertigung einer Vorrichtung, durch die bewegbare Typen laufend auf Papier gedruckt werden, daß lesbare Worte in Druckschrift entstehen, ist schon viel älter. Der Konstruktionsgedanke selbst stammt von dem Engländer Mill, der bereits im Jahre 1714 ein Patent auf den Bau von Schreibmaschinen erhalten hat. Da er über seine Pläne nichts Genaueres mitteilte, so sind sie vergessen worden. Mehr als 100 Jahre hat man sich mit diesem Gedanken Mühe beschäftigt. Erst im Jahre 1829 hat ein Amerikaner namens Burt auf Grund der Angaben von Mill den Versuch gemacht, eine Schreibmaschine herzustellen. Es ist ihm aber nicht gelungen, ein brauchbares Modell zu konstruieren, so daß seine Schreibmaschine nicht als Ursprung der heutigen Maschinen angesehen werden kann. Nachdem der Gedanke aber einmal lebendig geworden war, beschäftigte er die Erfinder in der Folge unausgesetzt. Allerdings dachte keiner der Konstrukteure daran, in der Schreibmaschine einen Ersatz für die Schreibfeder zu schaffen, sondern alle wollten nur Hilfsmaschinen für die Blinden erbauen. Da blinde Menschen mit der Schreibfeder nicht umgehen können, so sollte ihnen die Maschine die Möglichkeit geben, sich in schriftlicher Form zu verständigen, wie Sehende. Die Erfinder gingen von dem richtigen Gedanken aus, daß die Blinden leicht lernen würden, die Maschine zu bedienen. Schon Progin, der wirklich erste Erbauer einer halbwegs brauchbaren Maschine hatte sie zu diesem Zweck hergestellt. Ihm folgte im Jahre 1843 Foucault. Später wurden noch von mehreren Amerikanern und Engländern ähnliche Maschinen hergestellt. Über neben der Maschine von Progin fand nur die von Foucault in Blindenanstalten Verwendung. Die anderen hatten sich nicht als geeignet erwiesen. Für Geschäftszwecke oder private Arbeiten kamen diese neuen Erfindungen gar nicht in Betracht. Progin und Foucault waren die ersten, die die Typenstange verwendeten, die auch heute noch im Gebrauch ist. Auf Grund dieser Konstruktionsgedanken erbaute der Däne Malling Hansen seine berühmte Schreibmaschine, in der bereits eine Vorrichtung vorhanden war, durch die eine Stange mit einer Metallkugel mit Mittelpunkt der Kugel gegen eine vorüberbewegte Papierfläche ansetzte. Das Papier wurde gewissermaßen unter der Schrift weggezogen. Farbbänder gab es damals noch nicht. Man half sich damit, daß man über das Papier einen Bogen Blaupapier legte. Dadurch wurde ein Abdruck der Buchstaben erzeugt. Die Maschinen waren aber noch sehr schwerfällig. Sie konnten keine gerade Linie einhalten, besaßen keine kleinen Buchstaben, und vor allen Dingen war besonders die Schreibkugel nur für sehr geringe Papiergrößen eingerichtet, so daß eine wirkliche Verwendung in großem Maße nicht in Betracht kam. Die wirkliche Vorgängerin der heutigen Maschine wurde im Jahre 1867 von dem Mechaniker Glimden erfunden. Sie wurde im Jahre 1873 zum erstenmal von der damaligen amerikanischen Waffenfabrik Remington hergestellt und dadurch wurde die Grundlage für die große amerikanische Schreibmaschinenindustrie geschaffen. Auch in Deutschland hatte man sich viel mit dem Bau von Schreibmaschinen beschäftigt. Schon der Freiherr von Drais, der der bekannte Erfinder des Fahrrades war, hatte eine Schreibmaschine gebaut, die sogar gebrauchsfähig gewesen sein soll. Endlich ist das moderne Typenhebelsystem, das jetzt in keiner Schreibmaschine fehlt und der Schreibmaschine erst ihre richtige Brauchbarkeit verlieh, von einem deutschen Ingenieur namens Schwabach erfunden worden. Karl Anders.

Das schwimmende Fernamt.

Der Dampfer „Bremen“ ist oft mit einer schwimmenden Stadt verglichen worden und so besitzt sie auch ein richtiges, einer Stadt entsprechendes Fernsprechamt. Als Neuerung ist nun ein „Fernamt“ hinzugekommen, das während der ganzen Fahrt drahtlose Ferngespräche mit irgend einem Teilnehmer in den Ländern Europas, Nord- und Südamerikas vermittelt. Ein normales Tischtelefon in einer Zelle dient zur Abwicklung dieser Langstreckengespräche.

Das eingebaute Nord-Radio-Fernamt besitzt einige bemerkenswerte Neuerungen. Die Übertragung erfolgt auf kurzer Welle mit Hilfe eines Röhrensenders von 500 Watt Antennenleistung und einem Wellenbereich von 15 bis 120 Meter. Die große Frequenzkonstanz bleibt auch bei Erschütterungen durch die Schiffsbewegung erhalten. Sender- und Empfangsapparate sind in einem besonderen Haus auf dem Bootsdeck untergebracht. Die Antennenanlage besteht aus einem Vertikalstrahl, dessen Länge durch das Aus- und Einrücken immer auf den vierten Teil der Wellenlänge eingestellt wird, wodurch sich bekanntlich die günstigste Strahlung ergibt.

Die Empfangsanlage arbeitet mit Zwischenfrequenz und automatischem Schwundausgleich. Trotz der Aufstellung des Empfangsapparates unmittelbar neben dem Sender treten beim Telefonieren keinerlei Störungen auf. Als Empfangsluftleitern dient ein Dipol, der außerhalb des elektrischen Strahlungsfeldes des Schiffes aufgestellt ist. Die Ableitung vom Dipol zum Empfänger besteht aus abgeschirmtem Kabel, das einen vollkommen störfreien Empfang gewährleistet.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 84.

Samstag, 25. März

1933.



9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Elena schrak zusammen, als ob er sie ins Gesicht geschlagen hätte:

„Was wissen Sie von ihm?“, stieß sie atemlos hervor und starrte ihn an, als sei er das personifizierte Entsetzen selbst.

„Ich kann Ihnen einen Gruß von ihm überbringen“, lächelte er in seiner unveränderlichen Ironie.

„Einen Gruß?! Er ist ja doch tot!“ Sie war leichenbläß geworden.

„Tot oder nicht!“ Li-Chang machte eine geringfügige Bewegung und lächelte boshaft, „ich darf Ihnen vielleicht eine kleine Geschichte erzählen, die Ihnen wahrscheinlich neu sein wird.“

Elena nickte. Es war ihr unmöglich, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

„In der Nacht, von der wir sprechen, kam ein junger Mann — ich werde es vermeiden, seinen Namen zu nennen — nach Limehouse, um sich eine Portion jenes berausenden Schnees zu ergattern, dessen Genuß Wonne und Vergessenheit bereitet. Er hatte es sich schon früher verschiedentlich aus derselben Quelle verschafft und behauptete, Geld genug zu haben, um es bezahlen zu können. Er sah aber so schäbig und armselig aus, daß der Verkäufer ihm nichts geben wollte, bevor das Geld auf dem Tische lag. Und da stellte sich heraus, daß er keines hatte! . . . Ein paar Stunden später kam er noch einmal. Jetzt besitze er das Geld, sagte er, und möchte das Entsprechende dafür haben. Aber mein guter Freund, der Kaufmann, hegte immer noch Zweifel — und es zeigte sich abermals, daß Mr. Ashow — na, jetzt ist mir der Name doch entschlüpft — leere Taschen hatte. Weshwegen man ihm einfach die Türe wies . . .“

Li-Chang ließ eine kleine Kunstpause eintreten!

„Der Mensch muß jedoch vollkommen von Sinnen gewesen sein“, fuhr er fort; „denn in dem Augenblick, wo der andere ihm den Rücken kehrte, überfiel er den Händler, und versuchte, ihn niederzuschlagen! . . . Mein gelber Freund jedoch kam ihm zuvor, und so war es Ashow und nicht er, der zuletzt ins Gras beißen mußte . . . Man trug ihn in eine andere Straße und vor ein anderes Haus, wo er am nächsten Morgen steisgefroren und mit gebrochenem Genick gefunden wurde. Es hat sich niemals aufgeklärt, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hatte. Niemand wußte etwas davon. „Man“ weiß ja manchmal erstaunlich wenig — oder merkwürdig viel — dort unten bei den Gelben in Limehouse“, lächelte er diabolisch.

Elena richtete sich unwillkürlich auf. Eigentlich war ja in seiner ganzen Erzählung nichts, was sie persönlich anging . . . und sie sagte es ihm:

„Und außerdem muß ich hinzufügen, daß ich mich

über Ihre Dreistigkeit wundere. Ich habe Guy Ashow zwar gekannt — er hat mir unter anderem einmal ein Engagement bei einem Kabarett verschafft . . .“

„Im „Weißen Pferd“! . . . Ja, das weiß ich auch.“

„. . . aber sonst . . .! Wir standen einander ziemlich fremd gegenüber! . . . Und nun sitzen Sie hier und verraten mir, daß Sie sich gegen die Gesetze vergangen haben, indem Sie bei seiner Verschleppung beteiligt waren und daß Sie der Polizei falsches Zeugnis abgelegt — oder doch wenigstens nichts dazu getan haben, um die vorhandene falsche Meinung zu berichtigen. Und wenn Sie nicht selbst, so doch zum mindesten Ihr Freund . . . Ich könnte Sie jetzt jeden Augenblick bei der Polizei denunzieren und Ihnen die größten Unannehmlichkeiten bereiten. Ich verstehe daher nicht recht, was Sie mit Ihrer Erzählung wollen.“

„Aber ich bin auch noch gar nicht damit fertig“, beschwichtigte sie Li-Chang lächelnd.

„Noch nicht fertig?“

„Nein! . . . Als Guy Ashow den ersten Besuch bei meinem Freund machte, hat er ihm nämlich eine äußerst interessante Sache erzählt, über die Sie wohl nicht ununterrichtet sein dürften. Er nannte jedenfalls Ihren Namen, um seiner Erzählung eine feste Unterlage zu geben. — Es war, wie gesagt, eine sehr interessante Geschichte.“

Elena überlegte einen Augenblick. Sie fühlte, wie ihr das Blut aus den Wangen wich. Aber ihre Stimme zitterte trotzdem vor verhaltener Energie, als sie erwiderte:

„Was Guy Ashow Ihrem Freund in jener Nacht auch erzählt haben mag, geht allein auf seine eigene Rechnung. Ich wußte überhaupt nichts davon, daß er dem Kokain verfallen war. In solchem Zustande sagt man bekanntlich bedeutend mehr, als man verantworten kann. Auch wird sich Ihr „Gewährsmann“ wohl hüten, so ohne weiteres mit seinen Enthüllungen hervorzutreten. Und etwas Geschriebenes hat ihm Guy Ashow wohl sicherlich nicht hinterlassen.“

Ihr Ton war zuletzt spitz und höhnisch geworden.

„Selbstverständlich nicht!“ Es lag eine beunruhigende Schwüle in der Art und Weise, wie Li-Chang diese Worte aussprach, die ihr Angst einschlößte.

„Dann können wir ja wohl unsere Aussprache als beendet betrachten.“ Sie wollte sich erheben, aber er hielt sie zurück.

„Nur noch einen Augenblick.“ Er zog sein Portefeuille aus der Tasche. „Ich habe hier noch etwas, was Sie am Ende doch interessieren könnte. Aber ganz gleich, was Sie davon meinen werden, in meinen Augen ist es jedenfalls ein Beweisstück von größter Wichtigkeit.“ Er reichte ihr einen zerknitterten, über und über beschmutzten Brief, dem man ansah, daß er länger in

Regen oder Schnee gelegen hatte. „Man fand ihn in Guy Ashows Tasche, als er weggetragen wurde.“

Elenas Hände zitterten, als sie den Umschlag öffnete. „Du lieber Gott!“ Sie starrte einen Augenblick vor sich hin und rang schwer nach Atem. „Der Brief, mein Brief!“

6.

Li-Chang nahm den Brief sofort wieder an sich, so wie sie ihn gelesen hatte:

„Es freut mich, zu sehen, daß sich nun auch bei Ihnen die Erinnerung wieder eingestellt hat“, spottete er, „und ich schöpfe daraus die Hoffnung, daß wir uns nun besser verstehen werden.“

Elena gab keine Antwort. Sie schien wie vom Blitz gerührt. Sie saß mit geschlossenen Augen und bleichem Gesicht regungslos da. Aber ihr Gehirn arbeitete fieberhaft, um einen Ausweg zu finden. Was konnte sie tun? Welche Taktik sollte sie anwenden? Und hatte es überhaupt einen Zweck, den Kampf fortzusetzen? Nach und nach bekam sie wieder Gewalt über sich:

„Uns verstehen?“ wiederholte sie.

„Ja, in erster Linie in bezug auf die Statue.“

„Und was wollen Sie eigentlich damit? Welchen Zweck verfolgen Sie damit, daß . . .“

Er unterbrach sie lächelnd:

„Welchen Zweck? Na, ich erlaube mir eben — wie ich vorhin schon Ihrem Manne gesagt habe — manchmal meine Launen zu haben. Und ich habe mir jetzt in den Kopf gesetzt, diese Statue auf die Internationale Kunstausstellung nach Paris zu bringen und meinem alten Freund, Dr. Capon, den Ankauf zu vermitteln. Nebenbei möchte ich damit auch noch einem armen braven Gipser zu einer Arbeit verhelfen . . .“

Elena schüttelte den Kopf:

„Ich glaube Ihnen immer noch nicht! Und wenn ich mich nun trotz allem weigern würde, Sie bei Ihrem Plane zu unterstützen?“

Der andere behielt seinen ironischen Ton bei:

„Das würde mir sehr leid tun, in erster Linie um Ihre Willen.“

Elena gab sich den Anschein vollkommener Verständnislosigkeit.

„Wieso . . . um meinetwegen?“

Er deutete diskret auf die Stelle seines Rockes, wo er die Brieftasche trug:

„Mit anderen Worten, Sie würden sich des Briefes als Druckmittel bedienen . . .?“

„Ja, ich würde mich leider dazu gezwungen sehen. Und Sie dürfen überzeugt sein, daß dies in wirkungsvollster Weise geschehen würde.“

„Sie würden also meinem Manne davon erzählen . . .?“

„Ja, ihm sowohl, wie anderen“, nickte der Chinese. Elena seufzte tief auf:

„Die Sache muß schon von ganz außergewöhnlicher Bedeutung für Sie sein.“

„Ja, ich lasse mich, wie gesagt, manchmal von meinen Launen beherrschen. Und man könnte sich auch in solchen Fällen an einen Spruch des Konfuzius erinnern, den er einmal über die Schönheit der Frauen gebraucht hat, nämlich, daß er noch keinen getroffen habe, der nicht ihr Juliebe gern auf die Moral verzichteten würde . . . Übrigens ist es leicht möglich, daß Sie das Interesse — und die Gefühle, die ich für Sie und Ihren Mann hege, überschätzen.“

Er lächelte höflich, aber boshaft.

Elena nickte.

„Ich verstehe Sie jetzt: Wir beide, mein Mann und ich, bedeuten für Sie soviel wie nichts!“

„So ungefähr ist es, ja! . . . Aber Sie werden mir also helfen, nicht wahr?“

Elena überlegte einen Augenblick. War es zweckmäßig, ihm noch länger die Spitze zu bieten? Gewalt gegen Gewalt zu setzen? Es war purer Wahnsinn. Aber im stillen gelobte sie sich, die Augen offenzuhalten und die erste beste Chance auszunützen . . . Sie nickte daher beistimmend:

„Ja und der Brief?“

„Er gehört Ihnen, sowie Sie Ihren Verpflichtungen nachgekommen sind . . .!“

In diesem Augenblick kam Billy zurück.

„So, jetzt schläft er“, sagte er und war von diesem Ereignis so erfüllt, daß er weder bemerkte, wie steif sich Elena verhielt noch wie schweigsam sie war.

Li-Chang seinerseits entfaltete eine liebenswürdige und charmierende Gesprächigkeit, die Bill aufs neue ganz von ihm gefangen nahm. Er schien sehr vertraut mit dem künstlerischen Leben der Zeit und war offenbar ein hervorragender, wenn auch schonungsloser Kritiker. Nebenbei war er viel gereist, hatte verstanden, die gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten und sich davon anzueignen, was ihm gut dünkte. Sie fühlten beide keine Langeweile bei seinen Erzählungen, und es war spät am Abend, als er endlich von ihnen Abschied nahm. Bill betrachtete es als angenehme Pflicht, ihm soviel Freundlichkeit als möglich zu erweisen und lud ihn ein, sie öfters zu besuchen.

„Wir pflegen keine große Geselligkeit, aber Sie werden uns immer willkommen sein, Dr. Li-Chang!“

Li-Chang sagte, es würde ihm eine große Freude sein.

„Und überlegen Sie sich das wegen Ihrer Statue noch einmal“, ermahnte er Billy beim Abschied. „Im Laufe einiger Tage werde ich Ihnen schwarz auf weiß zeigen, daß Sie sie jederzeit in die mit Recht berühmte Sammlung des Dr. Capon einreihen können.“

Billy nickte nur leicht hin. „Das haben wir ja schon zur Genüge erörtert . . . Aber kommen Sie nur bald wieder. Und nochmals, tausend Dank für Ihre ritterliche Hilfe!“

*

Als Bill wieder ins Haus zurückkam, fand er Elena im Atelier in Betrachtung vor der Statue versunken.

„Warum willst du sie eigentlich nicht nach Paris schicken?“ fragte sie unvermittelt.

„Weil sie nicht fertig ist und auch nicht rechtzeitig fertig werden kann!“

„Li-Chang war offenbar anderer Ansicht darüber.“

„Ja, es schien so.“

„Aber du legst keinen Wert auf seine Meinung?“

„Doch, gewiß.“

„Und er könnte dir doch einen guten Arbeiter für den Guß verschaffen, hat er gesagt, nicht wahr?“

„Ja, er behauptet es!“

„Dann verstehe ich eigentlich nicht . . .!“ Sie hörte, daß sie das alles selbst aussprach, aber die Worte kamen nur widerstrebend über ihre Lippen. Sie empfand unwillkürlich einen gewissen Ekel gegen sich selbst darüber. „Meinst du vielleicht, daß die Statue als solche nicht gut genug ist?“

Er starrte sie an, wie vom Himmel gefallen: „Das ist eine merkwürdige Frage. Ich halte sie für das Beste, was ich je geschaffen habe . . .!“

„Dann wird es mir immer unverständlicher . . .“

„Daß ich sie nicht fortschicken will?“

„Ja!“

„Würde es dir denn Freude machen?“

„Wie kannst du noch danach fragen!“

„Und warum gerade diese Statue?“

„Billy, du bist manchmal zu dumm!!! Du kannst dir doch denken, daß ich schon allein deswegen besonders an dieser Figur hänge, weil ich dir dazu gefressen habe“, warf sie errötend ein.

„Ja, du hast recht. Ich bin wirklich zu naiv gewesen“, lachte er verlegen und küßte sie stürmisch. „Ich werde mir die Sache noch einmal durch den Kopf gehen lassen“, versprach er. „Übrigens habe ich dir einen Gruß von Violet Strefford auszurichten“, fiel ihm plötzlich ein. „Sie wollte bald herkommen, sagte sie, um sich nach dir umzusehen. Sie meinte, du seiest viel zu hübsch für mich. Du weißt ja, wie sie dich schätzt! . . . Ach so, da habe ich dir ja ein etwas verunglücktes Kompliment gemacht, aber du verstehst schon, wie ich es meine. Nicht? . . . Vielleicht können wir sie gelegentlich mit unserem neuen Freund zusammen einladen!“

„Am Gottes willen, nur das nicht!“ (Fortf. folgt.)

Aufsteigender Morgen.

Aber frostbestreute Aderjollen,
Die wie dunkelblaue Flut hinüber schwoilen,
Trieb ein armer Bauer schon sein Zwiagespann.

Mit geblähtem Purpursegel fuhren
Alle Wolken und die Gräser auf den Fluren
Fliegen sanft zu Klingen an.

Staunend hörte ich, wie mir zu Häupten
In den Weiden, die ihr Röhrgold verstäubten,
Eine Amsel den Vorkühlsruf begann.

Und wie sich mein Sinnes immer tiefer neigte,
Und mit Licht und Duft und Amselruf verweigete,
Sank von winterlicher Trägheit Bann um Bann.

Bis mein Herzgeblüte hell und reiner rann.

Paul Jech.

Die flandrische Münze.

Skizze von Lisa Nidel.

Er hatte nie darüber gesprochen, der Flugkapitän Mathias Brunt, wags für eine Bewandinis es mit der alten, flandrischen Münze hatte, die sein Talisman auf allen Flügen war. Eines Abends aber fing er ganz von selbst an, die Geschichte zu erzählen. Es war eine wilde Nacht, der Wind heulte durch die engen Straßen, und eine Turmuhr schlug langsam die späten Stunden; eine von jenen Nächten, in denen die Wolken in zerfetzten Stücken am Himmel lagen und die See ihre Wogen mit solcher Wucht in den Hafen schlägt, daß die Antertrossen der Schiffe reißen.

Wir saßen in Rubi Radens Zimmer beisammen. Grog dampfte in altmodischen Gläsern, Pfeifenrauch hüllte uns ein, und die braungeräucherter Hankeatentogge, die über dem Tisch hing, schaukelte leicht.

„Es war genau so eine Nacht!“ sagte plötzlich Brunt und sah an uns vorbei, „genau so stürmisch und genau dieser Uhrschlag ... da habe ich zum erstenmal die flandrische Münze gesehen. Das war in Flandern 1917. Seit Tagen hatten uns englische Flieger in Atem gehalten, und einer von ihnen, den wir nach einem hellblauen Streifen quer über seine Maschine den Blue Boy nannten, holte unsere besten Leute herunter. Einen Tag hatten uns die Engländer in Ruhe gelassen, und wir freuten uns, endlich mal ausspannen zu können. Aber mitten in der Nacht: Alarm! Wir fluchend hoch, raus und in unsere Kisten. Eine schreckliche Nacht! Von der Front her dumpfes Dröhnen der Geschütze. Jemandwo vor uns, über uns, weiß der Teufel wo, hinter den Wollen das knatternde Surren der feindlichen Flieger und ziemlich nah der Einschlag ihrer Bomben. Das konnte nur der Blue Boy mit seiner Staffel sein, kein anderer hätte es riskiert, in diesem Wetter zu starten, wo es beinahe unmöglich war, Freund und Feind zu unterscheiden. Es kam dann auch so, daß uns die Engländer mit einer Geschwindigkeit entwischten, die fabelhaft war, und ich wie Fritjof Ranke mit einem Male allein waren. Wir flogen und flogen hatten keine Ahnung mehr, wo wir waren. Und dann war mit einem Male eine dritte Maschine da. Die flog dieselbe Tour nach oben, nach unten. Kein Zeichen von ihr, kein Angriff, nichts. Nur wich der fremde Flieger nicht von uns. Mir wurde etwas unheimlich. Ich wußte, dem Fritjof in seiner Kiste war auch nicht ganz geheuer. Die Abzeichen waren ebenfalls nicht zu erkennen, wir flogen durch eine bide Wollenwand. Die fremde Maschine war rechts vom Fritjof. Ich haute plötzlich ab nach unten, hurte hart nach Steuerbord und hielt mich dicht unter dem Fremden. Mal mußten wir doch aus den Wollen herauskommen, mal mußte man doch erkennen, wer da mitflog, und wars der Feind — na schön, da bekam man eben eine Bombe auf den Schädel und war erledigt. Und in dem Augenblick konnte ich sehen: Wir waren über den Wollen, der Himmel war eisklar, und der Fremde war der Blue Boy! Da schoß auch schon Fritjof, ich schraubte mich höher auf, auch mein M.-G. knatterte. Auch der Blue Boy schoß. Wenn er aber auch wie ein junger Gott flog, entkommen sollte er uns diesmal nicht. Er hatte zuviel Kameraden heruntergescholt. Mein M.-G. hatte Ladehemmung. Ich zog den Revolver, zielte auf den Schatten eines Kopfes in der fremden Maschine, drückte ab — jählings schwanke der Blue Boy, glitt schräg ab ... und dann stieg er in einer wundervollen Kurve wieder auf, stellte sich hoch wie ein Adler, stand sekundenlang — dann überschlug er sich, fiel wie ein Stein. Wir im Sturzflug hinterher, selbst auf die Gefahr hin, in einem englischen Graben auf die Schnauze zu fliegen. Aber wir landeten auf festem Boden, dicht neben den Trümmern des Blue Boy, aus denen wir den Piloten herausholten. Ein ganz junger Kerl mit blondem Haar. Er lebte noch. Vorsichtig hob Fritjof den blutenden Kopf. Tat uns leid, der verhasste Blue Boy, der Junge mit zerfetzten Gliedern. Er machte die Augen auf, und wie der Fritjof ihm das Knie unter den Nacken schob, lächelte er, hob ein wenig seine Rechte, die einen

Gegenstand umklammerte, und ließ sie schwer in Fritjofs Hand fallen.

„Maschette“, sagte er mühsam und seine Augen kreiften uns matt, bevor er sie zur Höhe wandte. Dann war es zu Ende. Es war still. Wir mußten weit hinter der deutschen Front sein. Nur der Wind sauste, und eine ferne Uhr schlug langsam die elfte Stunde. Ich schloß dem Toten die Augen. Fritjof aber stand und sah in seine Hand: Da hing an einem Band eine kleine, uralte, flandrische Münze mit einem Heiligenbilde darauf ... Dem Blue Boy war sie wahrscheinlich beim Sturz abgerissen. Fritjof hat sie immer bei sich getragen.“

Rubi Raden sah rasch auf. Er sagte nichts. Aber Brunt hatte auch so verstanden. Das tantige Gesicht spannte sich, als er sagte: „Der Fritjof ist tot. Ich habe sein Lachen noch im Ohr, wie er mir sagte: Mensch, Mathes, die flandrische Münze soll dir auch mal Gutes bringen. Und steckte sie mir in die Tasche. In der Nacht drauf ist er abgestürzt.“

Brunt griff nach seinem Glas und sah lange hinein, bevor er es langsam austrank — — — Und der Sturm toste durch die leeren Gassen Straßunds, und von Sankt Nicolai her dröhnte die Glocke die zwölfte Nachtstunde, wie ein Klang aus alten Zeiten, über verschollenen Gräbern und verwehten Stimmen ...

Die ganz große Liebe.

Von Engelbert Strum-Brunn.

„Sie treiben Frauen-Psychologie?“ fragte Frau Barbatoff, und ihre weißen Augenbrauen zogen sich mit leisem Spott zusammen.

Mynheer van Suchtelen verneigte sich leicht: „Ich bin Dilettant, gnädige Frau. Aber es ist mein Lieblingsstudium — das gebe ich zu. Ich gehöre nicht zu den Männern, die jede Handlung einer Frau, die ihnen unverständlich ist, als Laune oder gar mit dem Wort Hysterie bezeichnen. Ich bin viel gereist und kenne die Frauen vieler Länder — nicht nur die Damen, die in den Hallen der Hotels sitzen. Das sind nämlich überall die gleichen —“

Die alte Makrin lächelte und sah sich um — sie saßen in der Halle eines internationalen Hotels.

Van Suchtelen stand auf, um ihr die Hand zu küssen: „Sie sind zu klug, um mich mißzuverstehen! Wer Tiere so erfährt und auffaßt wie Sie, der kennt sich auch in Menschengesichtern aus.“

Frau Barbatoff nickte: „Man lernt!“ sagte sie einfach. „Selbstamerweise vertrauen sich mir jetzt so viele Menschen an. Ich habe beobachtet, daß ein Wesen, das leidet, den feinsten Instinkt für andere hat. Das sind Wechselwirkungen, die etwas Verführendes haben —“

Van Suchtelen warf einen Blick voller Ehrfurcht und Teilnahme auf das vergrämte Frauengesicht. Jede weitere Frage verbot sich für sein Gefühl.

Die Makrin schien seine Rücksicht zu verstehen. „Ja, Sie haben Recht — — ich komme aus Rußland, aus meiner Heimat. Es sieht nicht gut dort aus — —“

Sie griff nach einer Zigarette und tat ein paar hastige Züge. Dann — in gesellschaftlichem Ton: „Übrigens, wenn es Sie interessiert — ich habe im Auge eine junge Frau lemmengetert. Ärztin. Schönes Geschöpf. Sie erzählte mir ihre Geschichte. Ich muß gestehen, daß ich sie nicht ganz verstanden habe. Vielleicht ist das eher Ihre Spezialität?“

Der Holländer rückte seinen Sessel näher: „Wenn es kein gar zu komplizierter Fall ist —“

Frau Barbatoff erzählte: „Diese Ärztin — sagen wir: Rina — hatte ganz jung einen Studenten geheiratet. Er fiel im Kriege — sie blieb jahrelang allein. Das Studium füllte sie nicht aus, aber es half ihr, sich in der für sie leer gewordenen Welt wieder zurechtzufinden. Als reifere Frau, mit 34 Jahren, begegnet sie einem Ranne, in den sie sich verliebt. Es ist die „grande passion —“ Sie verstehen! Dieser Steffenen scheint ein faszinierender Mensch gewesen zu sein — jedenfalls ist er das große Erlebnis für Rina, die mir selbst kein Durchschnitt schien. Sie hält ihn für so bedeutend, daß sie ihm besondere Rechte zugestekt. Er hat ihr gleich im Anfang erklärt, daß er nicht treu sein kann. Sie liebt ihn mit der grenzenlosen Hingabe der unverbrauchten Frau, die keine Sparsamkeit der Gefühle kennt. Sie würde alles für ihn opfern, — daß er gerade das nicht will, nicht erträgt, ist anfangs die einzige Einschränkung ihres Glückes.“

„Armes Herz!“ murmelt van Suchtelen. Die Barbatoff fuhr fort: „Rina erfährt, daß Steffenen sie mit einem Revuegirl betrügt. Er würde es nie leugnen, das weiß sie. Sie tut alles, um ihn vor einer Unvorsichtigkeit zu bewahren. Sie will nichts wissen, denn sie wünscht, ihm nichts verzeihen zu müssen. Sie liebt ihn zu sehr, um ihn aufzugeben. Er ist wie alle Männer ein großes Kind und merkt nicht, wovon sie ihn und sich behütet.“

Van Suchtelen sagte leise: „Wie lange —?“

„Was Leben hatte jetzt nur noch einen Inhalt: diesen Mann. Sie blühte in dieser Leidenschaft auf, sie war strahlend wie ein junges Mädchen, wenn er bei ihr war — nur bewußter, dankbarer als ein solches. Ein lächerlicher Zufall läßt sie erfahren, daß Steffensen eine neue Neigung gefaßt hat, — es ist keine Neigung, nein — nur ein stüchtiges Gefallen an einer jungen behüteten Adligen. Aber die Schwierigkeiten reizen ihn, er ist wie ein Gymnasiast, befehen und voller Schwärmererei.“

Rina versucht auch diesmal, zu verstehen. Sie sagt sich täglich, daß ein Mann seines geistigen Formats besondere Maßstäbe verdient. Sie will sich seiner würdig erweisen. Sie leidet Qualen. Aber sie bleibt bei ihm und gewinnt es über sich, die guten Stunden wie ein Geschenk zu genießen. — Da sie ihren Patienten gegenüber ein schlechtes Gewissen hat, erfüllt sie die Pflichten ihrer Praxis mit doppeltem Eifer.“

„Soweit man das mit so beanspruchter Seele kann —“, warf der Zuhörer ein.

Die Barbatoff machte eine resignierte Bewegung mit beiden Händen, — van Suchtelen empfand die Gebärde in ihrer hoffnungslosen Passivität als typisch russisch.

Die Malerin sprach weiter: „Rina hatte es schließlich gelernt, auch die Schmerzen und Kümmernisse, die aus ihrer Verbindung mit Steffensen erwuchsen, als eine Bereicherung ihres Daseins aufzufassen. War er bei ihr, so schien er völlig nur ihr zu gehören, und daran klammerte sie sich.“

Van Suchtelen nickte: „Bis jetzt ein ganz klares Bild!“

„Warten Sie nur!“ sagte Frau Barbatoff. „Rina also hämmert sich ein, daß alle Lügen von ihm nur zu ihrer Schonung erdacht waren — das machte es ihr möglich, sie zu ertragen. In dieser Weise hielt sich ihre Verbindung fast zwei Jahre. Eines Tages begab sich folgendes: Rina hatte Steffensen schon oft gebeten, mit ihr in „Carmen“ zu gehen. Gerade mit ihm will sie diese salzinierende Musik hören. Er aber lehnt ab — er sei nicht auf Musik gestimmt. — Wieder einmal wird „Carmen“ gegeben; Rina bittet — Steffensen verneint. Eine Woche darauf erfährt Rina, daß Steffensen allein die Oper besucht hat. Allein — nicht etwa mit einer anderen Frau. Und er verschweigt diesen Theaterbesuch, als ob ein Rendezvous damit verbunden gewesen wäre.“

„Ich fürchte, ich ahne das Ende —“, sagte der Holländer.

Die Barbatoff seufzte. „Diese Tatsache, deren Sinn ihr zuerst nicht aufging, traf Rina tiefer als alles andere. Es wundete sie schwerer als die doppelte Untreue. Sie sieht in seiner Handlungsweise ein Symptom, das ihr eine unerträgliche Fremdheit anzeigt. Und so schreibt sie ihm einen Brief, der das erklärt. Am anderen Morgen reißt sie für zwei Monate ins Ausland — dort habe ich sie getroffen —“

Van Suchtelen richtete sich auf: „Sie will den Mann nicht wiedersehen?“

Die Malerin sagte langsam: „Sie schwört, nein!“

Gespannt sah sie in das zugehörigste Gesicht ihres Gegenüber: „Sie verstehen die Frau?“

„Ich bilde es mir ein —“, entgegnete der Holländer. „Es gibt eine Art von Verrat, den manche Naturen nicht verwenden können. Es ist der Verrat ohne Sinn, der ohne Zweck kränkelnd! Vielleicht werden Sie sagen, es ist nur eine lieblose Laune des Mannes gewesen, — aber glauben Sie mir: diese Prüfung war selbst für die opferbereite Liebestraft der Rina zu hart!“

„Werkwürdig —“, murmelte die alte Frau, „Sie scheinen wirklich ein Psychologe. Aber ich weiß nicht — vielleicht doch nur ein Dilettant?“

Van Suchtelen lächelte: „Es wäre unpsychologisch, zu widersprechen, gnädige Frau!“ sagte er mit vollendeter Höflichkeit.

Ehrlicher Finder.

Von Bruno Mannel.

Emil fand den Ring auf der Herrentoilette des Café de Paris. Er prangte, als Emil seine unegaln Finger wusch, neben der Seifenschale. Ein angehender Generaldirektor muß ihn vergessen haben. Es lag kein triftiger Grund vor, dies zu bezweifeln. Der Ring war im Vollbesitz eines lobigen Brillanten.

Emil führte geraume Zeit so etwas wie einen Kampf mit widerstrebenden Mächten aus. Man sah es ihm an, wie brennend gern er den Ring zu Geld machen wollte. Von der Erwägung ausgehend, daß man damit bequemer mehrere hundert Mark erzielen, wäre es der Grundstock zu einer kleinen Reise gewesen.

Andererseits mußte der Verdacht sofort auf Emil fallen. Es drängte sich ihm unwillkürlich der Gedanke auf, daß der Geschäftsführer ihn gesehen hat, als er der Herrentoilette zustrebte.

Emil neigte der wenig ehrenwerten Ansicht zu, daß notorische Betrüger wahrscheinlich einen Ausweg wähten. Emil dachte

angestrengt nach. Dann verließ er die Herrentoilette. Er erschien vor dem Geschäftsführer und gab ihm den Ring, indem er die edelmütigen Worte sprach:

„Sehen Sie, so bin ich! Diesen Ring habe ich auf Ihrer Herrentoilette gefunden. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn zu behalten. Aber ich tue es nicht. Sagen Sie also nicht, daß die Menschen unehrlich sind.“

Niemand wird daran zweifeln, daß Emil ein anständiger Mensch war. Der Geschäftsführer ließ ihm den gebührenden Dank zukommen und nahm den Ring in Verwahrung. Emil verließ nach dieser huldreichen Tat sofort die Gaststätte. Entweder, um den Gästen Gelegenheit zu geben, ihm Gutes nachzusagen. Oder er hatte es wirklich eilig.

Es dürfte nur eine halbe Stunde verflossen sein, da läutete im Café de Paris das Telefon, und eine Dame wünschte den Geschäftsführer zu sprechen. Der Geschäftsführer, als er das hörte, begab sich sofort an den Apparat. Er vernahm eine Stimme, die im Zeichen äußerster Erregung ihm folgendes anvertraute:

„Ach bitte, mein Mann hat vorhin bei Ihnen auf der Herrentoilette seinen Brillantring liegen lassen. Es ist ein in Platin gefaßter, großer Edelstein. Der Ring trägt am inneren Rand das Signum J. E. Hätten Sie wohl die Liebeshörigkeit, nachzutragen, ob er sich aufgefunden hat?“

Der Geschäftsführer zog das erlesene Stück heraus, prüfte den inneren Rand und sagte wahrheitsgemäß:

„Jawohl, gnädige Frau. Sie können von Glück sagen. Der Ring hat sich gefunden. Ihr Gatte kann ihn jederzeit bei mir in Empfang nehmen.“

Die Stimme wurde sofort um mehrere Grade lieblicher. Sie bat um folgendes:

„Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn an Stelle meines Mannes ich den Ring abholen komme. Die Sache ist nämlich die: meinem Mann ist der Schreck etwas in die Glieder gefahren. Er hat sich sofort zu Bett legen müssen.“

„Aber gern, gnädige Frau, selbstverständlich, wir händigen den Ring auch Ihnen aus.“

Darauf die Dame: „Ich komme sofort.“

Wie ein Blitz schoß sie ins Lokal und meinte, während der Geschäftsführer sich kaum verneigte, der Anblick des Ringes würde ihren herzleidenden Gemahl erheblich beruhigen. Mitthin überreichte der Geschäftsführer ihn ohne weiteres. Er betonte nur, daß bei dem anerkannt guten Ruf seines Etablissements Diebstahle vollkommen ausgeschlossen seien, daß der Ring sich also „anfinden“ mußte.

„Dann werden wir selbstredend nicht verfehlen, Ihre Stammgäste zu werden. Mein Mann geht häufig ins Café“, sagte die Dame.

Es war das Beste, was sie sagen konnte. Und sie tat noch ein übriges: unter ausdrücklicher Verufung auf die Tatsache, daß der Ring das kostbarste war, was sie besaßen, hinterlegte sie zugunsten notleidender Kellner zehn Reichsmark. Dann verließ sie mit tausend Dankflagen das Café!

Am andern Morgen nahm die Geschichte eine andere Wendung. Es geschah nämlich, daß ein Herr mit dem Aussehen eines Generaldirektors ins Café de Paris geschossen kam. Er verlangte mit übertriebener Beschleunigung den Geschäftsführer zu sprechen. Wenn nicht alles trug, behnte der Herr. Er sagte mit zitternder Stimme:

„Entschuldigen Sie, ich bin so furchtbar aufgeregt. Aber das hat auch einen Grund. Ich habe nämlich gestern auf Ihrer Toilette meinen Brillantring liegen lassen. Ein ungewöhnlich wertvolles Exemplar. Hoffentlich hat er sich aufgefunden.“

„Handelt es sich um einen Ring mit dem Signum J. E.?“

„Ja, Gott sei Dank, daß er da ist“, sagte der Herr und fügte raunend hinzu: „Anscheinend gibt es noch ehrliche Leute.“

Dieses Zeichen vorschneider Begeisterung mußte der Geschäftsführer dämpfen. Er sagte mit Nachdruck:

„Den Ring habe ich bereits gestern Ihrer Frau Gemahlin übergeben. Sie kam ihn persönlich abholen.“

Man sagt, wenn Menschen einen Schreck bekommen, erblichen sie. Dieser Herr wurde feuerrot.

„Meiner Frau?“ fragte er. „Ich habe doch gar keine Frau. Ich bin unverheiratet. Es muß ein Irrtum sein.“

„Das ist mir wirklich schleierhaft. Die Dame hat hier angerufen und den Ring genau beschrieben.“

Run der Herr: „Sie sind eben einem Schwindler anheimgefallen! Sie werden mir den Verlust ersetzen!“

Darauf der Geschäftsführer: „Erlauben Sie mal! Es lag kein Grund vor, an der Ehrlichkeit der Dame zu zweifeln. Und was den Finder betrifft, so ist er wirklich über jeden Verdacht erhaben.“

Um elf Uhr vormittags verläßt ein Zug den Nordbahnhof. In einem Kupee zweiter Klasse saß Emil nebst besagter Dame.